



STARTWOCHEENZEITUNG

Startwoche 2021

Eine Beilage der Landeszeitung

Donnerstag, 14. Oktober 2021

Am Hahn drehen

Ersatz kommt aus der Leitung: Auf Mineralwasser zu verzichten, schützt das Klima
► Seite 11

Dabei sein ist alles

Mit der Normalität kehrt auch FOMO zurück: Die Angst, ständig etwas zu verpassen
► Seite 12



So einfach kann Kultur sein

Ein Mensch, der spielt. Ein Mensch, der zuhört. Das Konzert: zehn Minuten. Die Idee ist nicht in der Pandemie entstanden. Es gab sie schon davor. ► Seite 11

Foto: Maximilian Busch

EDITORIAL



von Corinna Ballnat

Neue Balance

Womit trägst du zur Gesellschaft bei? Das ist das Thema der heutigen Umfrage auf Seite 12. Soziales Engagement wird in unserer Gesellschaft oft belohnt, wie zum Beispiel beim Bewerbungsverfahren für ein Studium an der Leuphana Universität. Egal ob es das Freiwillige Soziale Jahr oder das Engagement als Schülersprecher:in ist: Es gibt Extrapunkte, wenn man sich für die Gemeinschaft, für das Allgemeinwohl eingesetzt hat. Doch wie viel Engagement tatsächlich? Und wie viel Gelegenheit haben wir dafür? Eine Antwort auf unsere Umfrage könnte lauten: „Ich würde mich mehr engagieren, wenn ich mehr Zeit hätte.“ Denn oft fällt es schwer, sich bei einer 40-Stunden-Woche neben familiären Verpflichtungen, Sport und dem täglichen Abwasch noch anderweitig in die Gesellschaft einzubringen. Auf Seite 10 wird das Konzept einer 30-Stunden-Woche vorgestellt, die ein neues Gleichgewicht zwischen Arbeit, privatem Leben, aber auch sozialem Engagement herstellen könnte. Vielleicht wäre da ja auch ein Weg, der uns als Gesellschaft mehr Zeit für soziales Engagement gibt.

Der Hungerstreik für das Klima wirft für unseren Autor, selbst Aktivist, die Frage auf: Wie radikal sollte Protest sein?

VON FYNN DRESLER

Am Anfang waren sie zu siebt. Zwei sind übrig geblieben, an diesem Morgen vor der Bundestagswahl. Sie sitzen unter einem Pavillon vor dem Paul-Löbe-Haus, Berlin. Seit 27 Tagen hat Henning Jeschke nichts mehr gegessen. Sein Gesicht ist knochig, er sitzt im Rollstuhl. Mit einer Mitstreiterin hat er seit einer Stunde auch aufgehört zu trinken: trockener Hungerstreik. Sie fordern Gespräche mit den Kanzlerkandidat:innen. Die wenigen Anwesenden sprechen kaum. Die Zeit läuft. Ihnen ist bewusst, wie schnell ein Körper an Kraft verliert.

Wenige Tage zuvor standen an diesem Ort noch mehr als 100.000 Menschen. Der Protest von Fridays for Future (FFF) war laut, und er war bunt. Die Menge hatte eine ähnliche Forderung wie die Hungerstreikenden: die Einhaltung der Pariser Klimaziele. Doch liegen Welten zwischen den beiden Protestformen. Wie weit muss die Klimabewegung gehen, um die Erderwärmung und ihre Folgen noch zu begrenzen? Wie radikal muss sie sein?

Ich selbst stelle mir diese Frage angesichts der steigenden Emissionen. Die wissenschaftlichen Prognosen zur Klimakrise sind so drastisch wie eindeutig. Die Erderwärmung zeigt schon

jetzt ihre tödliche Wirkung und wird sich in Zukunft noch drastischer in Überflutungen, in Dürren und dem Artensterben zeigen – auch hier in Deutschland. Das macht mir Angst.

Ich möchte gerne etwas dagegen tun. Also versuche ich nachhaltig zu leben: kein Fleisch, wenig Plastik, möglichst nie mehr fliegen. Alles schön und richtig. Doch guckt man sich den CO₂-Ausstoß der 100 größten Firmen an, merkt man, dass wir so die Welt nicht retten werden.

Fridays for Future gab mir und vielen anderen die Hoffnung, dass ein struktureller Wandel machbar ist. Ich protestierte, ich klebte Plakate und informierte über die Klimakrise. Zwei Jahre später jedoch muss ich feststellen, dass sich nichts gebessert hat. Debatten wurden angetreten, Städte riefen den Klimanotstand aus und gewiss wurden auch politische Entscheidungen beeinflusst – trotzdem ist Deutschland weit davon entfernt, im Einklang mit dem Pariser Abkommen zu agieren. Je größer die Bedrohungen werden, desto mehr frage ich mich, wie wir es dennoch schaffen können. Und auch, was meine Rolle ist.

Die Hungerstreikenden in Berlin haben sich für eine besonders radikale Protestform entschieden; nahezu die radikalste, die es gibt. Ein Hungerstreik kann tödlich enden und war für Unterdrückte in autoritären Regimen oftmals das letzte Mittel des Widerstands. Für Simon Helmstedt aus dem Team des Hungerstreiks ist die Frage nach Verhältnismäßigkeit eindeutig zu beantworten: Wer sich der wissenschaftlichen Prognosen wirklich bewusst ist, für den sei

klar, dass nicht weniger als das Überleben der Menschheit auf dem Spiel stehe. Aus dieser Erkenntnis zieht der 22-Jährige für sich persönlich die drastische Konsequenz: „Es ist nicht mehr zu rechtfertigen, den eigenen Zielen zu folgen.“ Sein Studium werde er trotz Interesse und Spaß nicht abschließen.

Auf Twitter und in Kommentaren reagieren Menschen sehr unterschiedlich auf den Hungerstreik: Neben emotionaler Ergriffenheit auch mit Empörung – von Erpressung ist die Rede.

Dieter Rucht hat viel zur Rechtfertigung und den Erfolgchancen verschiedener Protest-

formen geforscht und ist Mitbegründer des Instituts für Protest- und Bewegungsforschung. Zwar widerspricht er dem Vorwurf der Erpressung, da den Aktivist:innen dafür das Pressionsmittel fehle. Am Ende seien sie persönlich für ihre Gesundheit verantwortlich und durch ihre gewaltfreie Aktion nicht in der Lage, den Kanzlerkandidat:innen direkten Schaden zuzufügen.

Dennoch hält Rucht die Protestform für überzogen. Das Spektrum zivilen Ungehorsams sei noch nicht ausgeschöpft. In einem Punkt stimmt der Soziologe den Hungerstreikenden zu: „Fridays for Future kann nicht umhin, sich andere Protestformen einfallen zu lassen.“ Auch Luisa Neubauer, das Gesicht von Fridays for Future, forderte am Dienstag auf Twitter „massenhaften Widerstand“.

Nach drei Jahren des Schulstreiks von Fridays for Future ist das vielleicht eine offensichtliche Erkenntnis, für mich aber dennoch ein Schlag: festzustellen, dass die vielen motivierten Menschen, die neben Schule und Studium so viel Zeit und Kraft opfern, am Ende wohl mit ihren bisherigen Aktionen nicht ausreichen. Ich persönlich kann mir allerdings schwer vorstellen, mein Studium und persönliche Ziele zurückzustellen wie die Hungerstreikenden. Gleichzeitig merke ich, wie mir die Argumente für ein „Weiter so“ fehlen. Aber: Wie dann?

Protestforscher Rucht liefert die Antwort. Er sieht drei Möglichkeiten: Die Erste sei der Weg in die etablierten Parteien, wo die Themen von Innen heraus platziert werden können. Als Beispiel dient Jakob Blasel. Der FFF-Aktivist kandidierte erfolg-

los für die Grünen bei der Bundestagswahl. Zweitens sei die Gründung eigener Parteien möglich, wie etwa die Klimaliste. Doch ist klar: Die Einstiegshürden dieses Wegs sind hoch.

Damit bleibt die dritte Möglichkeit: die Steigerung der Aktionsformen. Die Hungerstreikenden wünschen sich, dass mehr Menschen den Schritt in den zivilen Ungehorsam gehen. Nach der klassischen Definition werden darunter Regelbrüche unter strikter Beachtung des Prinzips der Gewaltfreiheit verstanden. Bekannt sind dafür etwa Gruppen wie Ende Gelände, die Kohlelager mit ihren Körpern blockieren, nicht aber sabotieren.

Dieter Rucht sieht durch den Schritt zum zivilen Ungehorsam für eine Bewegung den Bedarf klarer Grenzziehungen, damit es gelingt, dass die Forderungen nicht durch die Protestform überlagert und schlussendlich ignoriert werden.

Die Frage nach der Grenze stellte sich jüngst auch in Lüneburg. Der Student Henning Jeschke beschmutzte Uni-Gebäude, drang vor bis zum Büro des Präsidenten und besprühte die Tür mit Farbe. Das sorgte für Ärger – der Leuphana-Sprecher verneint allerdings, dass Jeschke deshalb von der Uni geflogen sei.

Für mich steht fest, dass Aktionsformen keine Entweder-Oder-Fragen sind. Entscheidend ist die richtige Kommunikation. Auch die Gesellschaft muss die Veränderungen mittragen. Nicht jeder muss am Ende in zivilen Ungehorsam gehen. Dennoch sollten alle, denen an der Zukunft des Planeten etwas gelegen ist, ihr Engagement hinterfragen – wie legitim es ist, aber auch: wie effektiv.

Leben gegen Leben



Über Wochen traten Aktivist:innen in den Hungerstreik
Foto: Fynn Dresler

Weniger ist mehr

Weniger Arbeiten bei gleichem Lohn: Was nach einem Traum klingt, ist in manchen Unternehmen schon Realität

VON GESA SPELLMEYER

An einem Sommerabend sitze ich mit vier Freund:innen auf meinem Balkon. Ein lockeres Gespräch; wir unterhalten uns über einen Geburtstag und unsere Bachelorarbeiten. Dann kommt die Sprache auf ein anderes Thema. Die 30-Stunden-Woche. Etwa einen Tag die Woche weniger Arbeiten, oder früher Feierabend. Mehr Freiheit. Bei gleichem Lohn. Für manche klingt das nach einem Traum.

Es ist ein neues Modell, das immer mehr Anhänger:innen findet. Ich frage meine Freundin Wiebke, ob sie sich das vorstellen kann. Sie überlegt. „Das Konzept bietet viele Möglichkeiten. Aber ich bin unsicher, ob es wirklich funktioniert“, sagt sie. Eine andere Freundin, Karo, sagt: „Ja, das geht mir genauso. Es würde auf jeden Fall einiges in unserem Leben verändern.“ Dann stellt sie die Frage: „Leben wir, um zu arbeiten oder arbeiten wir, um zu leben?“

In Zeiten, in denen die Menschen immer mehr geleitet werden durch Motive wie Unabhängigkeit und Selbstverwirklichung und weniger durch das bloße Streben nach wirtschaftlichem Wohlstand, verändern sich die Ansprüche an unsere Arbeitswelt. Es ist vorstellbar, dass verkürzte Arbeitszeiten positive Effekte für unser gesellschaftliches Zusammenleben haben. Wir könnten mehr für unsere Gesundheit tun; mehr kochen oder Sport treiben, Kontakte pflegen. Wir könnten wieder Zeit mit unserer Familie verbringen. Ich könnte beispielsweise meine Eltern bei der Pflege meiner Oma entlasten. Oder stärker ehrenamtlich aktiv sein.

Die Linkspartei gilt als vermutlich politisch prominentester Vertreter der 30-Stunden-



Die Autorin bei der Arbeit.



Woche. Auch Gewerkschaften wie die IG Metall setzen sich für dieses Konzept ein. Der Wunsch nach flexiblen Arbeitsmodellen rückt immer weiter in die gesellschaftliche Diskussion und ist längst nicht nur Thema der sogenannten Generation Y. So wies eine Studie der Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin im Jahr 2017

nach, dass sich bereits damals 60 Prozent der Arbeitnehmer:innen eine geringere Arbeitszeit als vertraglich vereinbart wünschten.

Die Bielefelder IT-Firma Rheingans Digital Enabler setzt die 30-Stunden-Woche bereits erfolgreich um. Der Firmenchef Lasse Rheingans führte im November 2017 den Arbeitstag von 8 bis 13 Uhr ein, bei gleicher Entlohnung. Der Firmenchef hat das Gefühl, seine Mitarbeiter:innen seien glücklicher und erfüllten sich Wünsche, für die vorher keine Zeit blieb. Dadurch arbeiten sie insgesamt mit mehr Energie und auch strukturierter. Produktivitätseinbußen oder finanzielle Nachteile für die Firma seien nicht eingetreten.

Es sind überwiegend Frauen, die aufgrund von Kinderbetreuung und Sorgearbeit in Teilzeit arbeiten oder ihre Erwerbstätig-

keit aufgeben. „Ebenfalls positiv ist, dass ich so auch Mütter einstellen kann, die sonst oft nicht in die Jobs reinkommen, die sie eigentlich verdient hätten“, sagt Lasse Rheingans. Die 30-Stunden-Woche könnte die klassische Arbeitsaufteilung aufheben – wenn Männer etwas weniger und Frauen etwas mehr in der Woche arbeiten würden.

Meine Freundin Wiebke hat vor Kurzem ihr Vollzeit-Praktikum beendet. Sie berichtet von zahlreichen Überstunden, Präsentationsvorbereitungen am Wochenende und ihrem langen Arbeitsweg. Letztendlich nahm ihr Praktikum deutlich mehr als 40 Wochenstunden in Anspruch – für sie zu viel. Mitarbeiter:innen berichteten, dass sie durch die 30-Stunden-Woche zufriedener seien, besser schliefen. Eine Studie der WHO aus dem Jahr 2021

verdeutlicht die Gesundheitsrisiken von zu langen Arbeitszeiten. So können Krankheitstage gesenkt werden, gerade in Berufen, in denen körperlich anstrengende Arbeit verrichtet wird.

Leben wir, um zu arbeiten oder arbeiten wir, um zu leben?

Doch nicht alle in meinem Umfeld unterstützen das Konzept. Da ist etwa meine Freundin Anna. Sie würde sich davon unter Druck gesetzt fühlen und hätte das Gefühl, ihre Aufgaben nicht mehr zufriedenstellend be-

enden zu können. Geht die verkürzte Arbeitswoche mit flexiblen Arbeitszeiten einher, können die Grenzen zwischen Privatem und Beruflichem verschwimmen. Das Risiko ist dann, dass das Berufliche mehr Raum einnimmt und es zu psychischer Belastung und zu Stress kommt.

Bei vielen Arbeitgeber:innen stößt das Konzept der 30-Stunden-Woche auf Ablehnung. Sie fürchten finanziellen Einbußen. Doch stimmt dieses Argument wirklich? Arbeitszeitforscher:innen stimmen inzwischen überein, dass unsere kognitiven Fähigkeiten nach 25 Wochenstunden nachlassen. Darunter leiden vor allem kognitiv anspruchsvolle sowie kreative Berufe.

„Dass ein gekürzter Arbeitstag uns hilft, die gesamte Zeit über kognitiv hochleistungsfähig zu sein, klingt logisch“, sagt

meine Freundin Hanna. „Doch ist nicht jeder Beruf von den kognitiven Leistungen abhängig. Was ist zum Beispiel mit Bauarbeiter:innen?“ Tatsächlich ist das verkürzte Arbeitszeitmodell in Deutschland für Branchen wie der Altenpflege oder dem Handwerk schwer denkbar.

Zwei Praxisprojekte in der schwedischen Stadt Göteborg führten vor einigen Jahren das Projekt der 30-Stunden-Woche bei vollem Lohnausgleich ein. Ein Pflegeheim und eine Toyota-Werkstatt berichteten von unterschiedlichen Ergebnissen. In der Autowerkstatt arbeiten die Mechaniker:innen jetzt in zwei Schichten. Die Werkstatt hat zwölf Stunden geöffnet. Die Arbeitsleistung sei gestiegen. Doch die Arbeit in einer Autowerkstatt lässt sich nicht mit der in einem Pflegeheim vergleichen. Das Experiment dort verursachte hohe Personalkosten und wurde daher nach zwei Jahren beendet. Arbeitszeitexpert:innen halten die 30-Stunden-Woche nur für umsetzbar, wenn die Produktivität steige, zum Beispiel durch eine verbesserte Arbeitsorganisation oder den Einsatz von neuen Technologien.

Es bleibt die Frage, was am Ende überwiegt: Sollte die Produktivität der Arbeitnehmer:innen die entscheidende Kennziffer im wirtschaftlichen System sein? Oder wiegen gesteigerte Berufs- und Lebenszufriedenheit sowie ein verringertes gesundheitliches Risiko eventuelle wirtschaftliche Einbußen auf? Nach dem Gespräch mit meinen Freund:innen merke ich, wie wichtig ich es finde, dass wir uns mit Arbeitsmodellen wie der 30-Stunden-Woche auseinandersetzen. Und auch intensiver als zuvor.

REDUZIERTER ARBEITSTAG

Das sagen Lüneburger Unternehmen

Die Arbeitszeit verkürzen bei gleichem Lohn – bisher stehen Lüneburger Firmen dieser Idee eher skeptisch gegenüber. Bei **Werum Software & Systems** ist Mitarbeiter:innen zwar freigestellt, wie viele Arbeitsstunden sie arbeiten möchten. Der Vorstandsvorsitzende Christian Sommer sagt allerdings: „Eine Arbeitszeitreduzierung bei gleichbleibendem Gehalt ist keine Option.“ Er erhoffe sich dadurch keine signifikante Verbesserung bei der Produktivität oder der Gesundheit. „Sonst würde ich meinen Mitarbeiter:innen unterstellen, gerade nicht produktiv sein.“ Für Jowana Lohmöller, die Geschäftsleitung von **Lünestrom**, birgt das

Modell die Gefahr, dass sich „Aufgaben und Anforderungen noch mehr verdichten und nichts gewonnen ist“. Sie verweist auf bestehende Regelungen: „Neben der Tatsache, dass viele Mitarbeitende in Teilzeit arbeiten, haben sie sehr viele Freiheiten in der Gestaltung ihrer Arbeitszeiten.“ Die **Stadt Lüneburg** als öffentlicher Arbeitgeber äußert sich ebenfalls zurückhaltend: „Wir als Verwaltung sind an Tarifverträge für den Öffentlichen Dienst gebunden.“ Am Ende sei es auch eine Frage der Finanzierung: „Wir müssten dafür mehr Personal einstellen, um alle anfallenden Aufgaben weiterhin abarbeiten zu können.“ Die **Leuphana Universi-**

tät kann laut einem Sprecher ebenfalls eine solche Entscheidung nicht selbst treffen. Der öffentliche Dienst biete auch heute schon attraktive Rahmenbedingungen. Jens Düffert, Geschäftsführer von **Witte Barskamp**, hat sich mit dem Thema zwar bisher noch nicht beschäftigt, grundsätzlich sei man bei der Firma, die Messgeräte für die Luft- und Raumfahrttechnik entwickelt, für die Idee aber offen. Schon heute tue die Firma einiges für die Gesundheit der Mitarbeitenden: Sie verfügen laut Düffert beispielsweise über ergonomische Arbeitsplätze, zudem können sie E-Bikes leasen. Von C. Ballnat, L. Gohlke, L. Pohlmann

Unter die Erde

Ein studentisches Unternehmen vergräbt heute an der Uni Pullover. Warum das denn?

VON STELLA EICK

Es ist ein Experiment, und es klingt kurios: Am Donnerstag werden um 13.45 Uhr im Biotopgarten der Universität zwei Pullover vergraben. Das Ziel: So soll gezeigt werden, dass die Kleidung biologisch abbaubar ist. Die Pullover gehören zur Startwochen-Kollektion der Leuphana, 200 Helfer:innen tragen sie in diesen Tagen. Ein Pullover

wird zur Konferenzwoche im März ausgebuddelt, der andere von Studienbeginner:innen Stück für Stück freigelegt.

Hinter der Aktion steht das studentische Unternehmen „Mangonumberfive“. Tom Haverland gründete es im vergangenen Winter mit vier Studierenden. Er bedruckt seitdem Baumwollkleidung. Das Besondere: Die meisten Aufschriften enthalten giftige Mikroplastik. Haverland nutzt naturverträgliche Materialien. „Sie können kompostiert werden, weil sie aus Nährstoffen bestehen – nichts Schädliches bleibt übrig“, erklärt er.

Sie wollen somit Müll vermeiden – auch wenn es bessere wäre, die Pullover wiederzuverwenden. Das sagt Mitarbeiter Sebastian

Baumann „Wir verlieren damit natürlich alle Rohstoffe, die zu ihrer Herstellung nötig waren.“ Das Problem von der aktuell

schnell und billig produzierten Mode, sogenannte Fast Fashion, sei nicht nur viel Abfall, sondern auch der Ressourcenverbrauch.



Sebastian Baumann, Lina Rehfeldt und Tom Haverland (v.l.) von „Mangonumberfive“.

Foto: Stella Eick

Aus den abbaubaren Pullovern wird am Ende kein neuer Pullover. Das wäre aber die perfekte Lösung, ein geschlossener Kreislauf. An Lösungen arbeitet das Team um Tom Haverland bereits: ausleihbare Shirts mit zeitlosen Designs oder ablösbare Schrift.

Grundlage für das Projekt ist die Idee Cradle to Cradle (C2C). Das Kreislaufkonzept wurde an der Leuphana von Prof. Michael Braungart erfunden. 11.000 Artikel sind zertifiziert. Beim Design der Produkte wird ihr ganzes Leben mitgedacht: Gesunde Materialien können vollständig im technischen Kreislauf wiedergewonnen oder vom biologischen

Kreislauf abgebaut werden. So kommt die Leuphana ihrem Ruf als Nachhaltigkeitsuniversität auch intern näher. Für die öffentliche Beschaffung muss sie über Ausschreibungen mindestens drei Angebote einholen. „Mangonumberfive“ hatten sich dafür eingesetzt, dass dieses Jahr C2C-Modelle zur Wahl standen – und erhielt den Auftrag für den günstigsten Preis, welcher zu den wichtigsten Kriterien zählt. „Nachhaltigkeit sollte ein Entscheidungsfaktor sein“, argumentiert Tom. „Solange das nicht vorgegeben ist, können staatliche Institutionen um entsprechende Bewerbungen bitten – wie es die Universität tat.“



Solo für mich

Ein Projekt in Norddeutschland bietet besondere Konzerte an: ein Künstler spielt für einen Gast

VON ANNA-LENA KAUFMANN

Die Augen meines Gegenübers fallen mir als Erstes auf. Grün. Kleine helle Sprenkel von Freude und Neugier blitzen auf. Ein kurzes Lächeln. Einatmen. Ansetzen. Die ersten Töne schallen mit ungeahnter Kraft im Raum. Ein Adagio, Solo für Querflöte.

Als ich wenige Minuten zuvor, um 20 Uhr, das Museum für Hamburgische Geschichte betrat, empfing mich der Gastgeber und leitete mich, vorbei an Vitrinen mit Schiffmodellen und Gemälden im Halbdunkeln, zur Kaufmannsdiele. Von der Holzbalkendecke hängt ein Kronleuchter. Ich nahm auf einem Klappstuhl Platz. Zwei Meter vor der Künstlerin.

Jetzt hält sie ihr Instrument in den Händen. Ich beobachte die Finger, die auf den Klappen tanzen. Hinter der großen Fensterfront scheint sich das Grün der Bäume rhythmisch mitzubewegen. Unmittelbar treffen sich unsere Blicke. Ich bin näher als in jeder ersten Reihe und kann meine Augen von dem Spiel vor mir kaum abwenden. Ich fühle mich, als sei das Stück eigens für mich geschrieben.

Das Museum dient an diesem Abend als Kulisse für eine Begegnung der besonderen Art. 1:1concerts, so heißt dieses Konzept. „Der Name verrät eigentlich schon sehr viel“, sagt Elisabeth von Kalnein. Sie organisiert die 1:1concerts mit Musikerinnen und Musikern der Jungen Norddeutschen Philharmonie (JNP). „Es geht um den Kontakt zwischen einer Hörerin oder einem Hörer und einer Musikerin oder einem Musiker.“ Dieses exklusive Konzert dauert zehn Minuten. Die begrenzte Dauer sei wichtig. „Die Stärke an dem Format ist,



Kein Stream kann ein Livekonzert ersetzen – vor allem, wenn es so privat ist wie bei 1:1concerts.

Foto: Annette Schrader

dass durch diesen unmittelbaren Kontakt und auch durch die Kürze ein besonders intensives Erleben entstehen kann.“

Das erste Einzelkonzert fand im Juli 2020 statt; seitdem haben 23 Instrumentalisten der Philharmonie rund 170 Konzerte in Hamburg, Hannover und Stade gespielt. Die Spielorte reichen von privaten Designer-Wohnungen über Buchläden, Hutateliers und Hausbooten bis zu Museen.

Zu dem Konzept gehört ein eröffnender Blickkontakt. Als stiller Auftakt soll ein Moment absoluter Nähe und Präsenz geschaffen werden. Auf dem Infoblatt, das ich nach der Buchung erhalte, steht: „Wir empfehlen Ihnen, in Vorbereitung auf 1:1concerts einer anderen Person mindestens eine Minute lang in die Augen zu sehen.“ Außerdem die Anmerkung: „Von Klatschen bitten wir Sie – wie natürlich auch vom Handschlag – unbedingt abzuweisen.“

So beginnt das Konzert in Stille. Und endet auch dort. Spä-

„Die Stärke an dem Format ist, dass durch diesen unmittelbaren Kontakt und auch durch die Kürze ein besonders intensives Erleben entstehen kann.“

Elisabeth von Kalnein
Organisatorin 1:1concerts

ter sitze ich zusammen mit der Künstlerin des Abends, Hannah Bernitt. Sie erzählt, dass jedes Konzert eine andere Erfahrung sei. „Die ersten Blicksekunden sind auch für mich eine gute Chance, mit dem Zuhörenden vertraut zu werden“, sagt sie.

Die Idee ist, dass Musik aus dem Moment entsteht. Spontan wählt der Instrumentalist das Stück. Damit gehen die Musikerinnen und Musiker sehr verschieden um. Für die Flötistin Hannah ist Vorbereitung wichtig. Heute wusste sie, dass es eine Passacaglia, ein Variationssatz, wird. Sie sagt, sie hätte auch die 13 Variationen davor spielen können anstatt die, die sie letztendlich wählte. „Ich beobachte und spüre sehr genau mein Gegenüber und seine Reaktion und entscheide dann innerhalb von Sekunden.“

Zwei Menschen, zwei Meter Abstand. Das klingt passend für pandemischen Zeiten. Die Idee aber entstand in Thüringen, knapp ein Jahr vor der Pandemie. Das Team der Initiatoren

besteht unter anderem aus der Flötistin Stephanie Winker, der Szenografin Franziska Ritter und dem Kulturvermittler Christian Siegmund. Sie entwickelten das Konzept 2019 für das Kammermusikfestival „Sommerkonzerte Volkenroda“. 1:1concerts haben sich seither zu einem erfolgreichen Format etabliert und vor allem in der Musikwelt für viel Aufmerksamkeit gesorgt. Weltweit gab es bisher über 4.500 Konzerte dieser Art. Bereits im Mai 2020 titelte die New York Times „Solo for Flute, Airport Terminal and One Listener“, das BBC Newsday Radio lobte wenige Tage später die Idee und auch das ZDF Heute Journal berichtete. „Uns hat sich zu Beginn der Corona-Zeit die Frage gestellt: Was kann man machen, um Musik stattfinden zu lassen? Da kam die Idee mit 1:1concerts genau richtig“, erzählt Elisabeth von der JNP. Für sie ist es ein zeitloses Format, das jederzeit und überall stattfinden kann. Und das immer Überraschungen birgt.

Um eine Karte für das Konzert zu lösen, buchte ich einen Termin auf der Internetseite. Die Location bekam ich zugesandt. Wer spielt, erfuhr ich vorher nicht. Die Karte ist der Eintritt in ein Konzert ohne Programmheft mit Werkverzeichnis und Künstler. Ich weiß vorher nicht, worauf ich mich einlasse. Das verleiht dem Vorhaben etwas Überraschendes und durchbricht schon mit den ersten Schritten Gewohntes.

Ich bin eine geübte Konzertgängerin. Schon als Mädchen wurde ich in die Gesetze der klassischen Konzertabende eingeweiht. Das Erlebnis 1:1concert aber unterscheidet sich von den bisherigen. Kein Husten, kein Flüstern. Vor allem aber: Musiker und Zuhörer begegnen sich auf einer Ebene. Was auch fehlt: Applaus.

Die Flötistin Hannah stört das nicht. „Dafür spüre ich eine unglaubliche Dankbarkeit.“ Sie selbst gewinne als Musikerin sehr viel. „Mit diesen 1:1concerts habe ich die Möglichkeit, ein Konzert frei zu gestalten, gemeinsam mit dem Zuhörenden.“ Eine Gage erhalten sie bei den 1:1concerts nicht; die Konzerte basieren auf freiwilligen Spenden. Alle Gelder fließen in den Nothilfefonds der Deutschen Orchesterstiftung.

Für mich war das Konzert im Museum nach den Corona-Monaten eine der ersten Liveerlebnisse. Ich merke, dass es einfache Zutaten sind, die ein Konzerterlebnis ausmachen. Ein Moment, verdichtet auf das Wichtigste: Zwei Menschen, die sich durch die und mit der Musik begegnen. Kein Stream kann das ersetzen. Und auch, wenn die großen Konzerthäuser ihre Türen wieder öffnen, würde ich jederzeit zu einer solchen musikalischen Einzelbegegnung gehen.

An dem Abend trete hinaus, beschwingt, mit einem Zettel in der Hand. „Ihr Konzert“ steht dort drauf: Friedrich Kuhlauf, Divertimento G-Dur, Adagio und Ernst von Dohnányi, Passacaglia. Und in mir spüre ich das sichere Gefühl, dass die Kunst uns nicht verloren geht.

Schluck für Schluck

VON STELLA EICK

Der Griff zum Wasserhahn spart anderthalb Mal so viele Treibhausgas wie der innerdeutsche Flugverkehr. Klingt unglaublich? Wenn die Menschen hierzulande vollständig von Mineral- zu Leitungswasser wechseln, würden jährlich drei Millionen Tonnen Kohlenstoffdioxid überflüssig, belegt eine Studie der Zertifizierungsgesellschaft GUTcert. Mineralwasser durchläuft mehr Produktionsschritte und erzeugt daher mehr Emissionen; die Hälfte davon durch Herstellung und Abfall der Flaschen, aber auch beim Transport zu Supermärkten und Haushalten. Deshalb ist sein CO₂-Fußabdruck größer: Während bei einem Liter Leitungswasser nur 0,35 Gramm entstehen, erzeugt jeder Liter Mineralwasser 203 Gramm CO₂-Äquivalente, in die auch andere Emissionen umgerechnet wurden – fast 600 Mal so viel.

Der Verein e:TipTap aus Berlin hatte die Studie in Auftrag gegeben. „Selten bietet die umweltfreundlichste Variante persönli-

chen Komfort ohne Verzicht“, sagt Projektleiter Julian Fischer, ehemaliger Leuphana-Student. Er engagiert sich für das Projekt Wasserwende, das den Weg in ein nachhaltiges Leben weisen möchte: regional, verpackungsfrei, emissionsarm und gesund. So können Verbraucher:innen rund neun Milliarden Einwegflaschen sparen, wie das Bundesumweltministerium überschlägt. Deshalb wünscht Fischer, dass möglichst viele Menschen umsteigen: von der Flasche zum Leitungswasser.

„Selbst wenn die umweltfreundlichste Wahl offensichtlich ist – sie zu belegen war aufwändig“, sagt Dipl. Ing. Frank Blume, Leiter der Studie. Allerdings sind die Bilanzen nicht vollständig, denn die Forsch-

9
Milliarden Einwegflaschen könnten durch einen Wechsel zu Leitungswasser gespart werden.

Wasser aus der Leitung ist klimaschonender als aus der Flasche. Ein Projekt möchte Menschen zum Umstieg bewegen

den mussten Systemgrenzen wählen. Beginnt die Analyse bei der Schraube des Baggers, der Rohre legt? Beinhaltet sie den Energieverbrauch des Supermarktes? Und werden Wickelfolien und Etiketten berücksichtigt? Vor- und nachgelagerte Komponenten wie diese konnten nicht integriert werden. Auch beruhen einzelne Werte auf Schätzungen. Wo Daten fehlen, werden detaillierte Annahmen getroffen, zum Beispiel, dass ein Lastwagen 40 Tonnen wiegt und immer zur geographischen Mitte Deutschlands liefert. „Die Methodik muss transparent kommuniziert und ihre Unsicherheit bewertet werden“, bedenkt Blume. Daher variieren die Rechnungen zwischen Studien. Doch ihr Ergebnis ist gleich: Aus Klima-Perspektive ist Leitungswasser den Alternativen überlegen.

Auch um die Wasserqualität muss sich niemand sorgen. Deutschlands Standards sind außergewöhnlich gut. Regelmäßige Kontrollen durch Gesundheitsämter sowie eine Trinkwasserverordnung sichern die Güteklasse des „besten geschützten Lebensmittels unserer Märkte“, so das Umweltbundesamt 2019. Thomas Meyer, Geschäftsführer des Lüneburger Wasserversorgers Purenä, möchte diesen „Schatz“ wahren. Dazu bietet das Unternehmen Spender und Startpakete für Kitas und Schu-

600
Mal soviel Treibhausgas verursacht jeder Liter Mineralwasser im Vergleich zum Leitungswasser.

len, wo Kinder „von klein auf lernen, dass Leitungswasser wertvoll ist.“ Sie enthalten auch Trinkflaschen. Damit die unterwegs befüllt werden können, baute Purenä im Juni drei Brunnen in der Stadt und plant fürs kommende Jahr drei weitere.

Außerdem können Durstige kostenfrei in sogenannten Refill-Stationen ihren Flaschen füllen. Über 5500 Orte zeigt eine Karte auf Refill-Deutschland.de: In Lüneburg sind das immerhin sieben Geschäfte und der Wasserturm.

Dennoch kaufen Deutsche immer mehr Mineral- und Heilwasser. Innerhalb der letzten 50 Jahre wuchs der Konsum um den Faktor zwölf und liegt laut dem Statistischen Bundesamt aktuell 187 Litern pro Person. Und das trotz des Preises: Ein Liter Wasser kostet im Supermarkt weitaus mehr als

die 0,141 Cent, welche Verbraucher:innen an Wasserhähnen im Stadtgebiet zahlen.

Der Mineralwassermarkt erzielte im Jahr 2020 einen Umsatz von fast 13 Millionen Euro; bis zum Jahr 2025 wird ein jährliches Wachstum von etwa acht Prozent prognostiziert. Ein Konsumwandel sei eben sehr komplex, sagt auch der Umweltwissenschaftler Julian Fischer: „Entscheidungen fallen nicht nur rational, sondern auch sozial und emotional.“ Vorbilder spielten eine große Rolle. Man müsse, fügt Fischer hinzu, aber auch die Ängste der Menschen anerkennen, beispielsweise vor mangelnder Qualität – selbst wenn diese unbegründet ist.



FRAGE DES TAGES

Womit trägst Du zur Gesellschaft bei?



Niklas Leroux (19): „Als Student versuche ich, neues Wissen zu erlangen und weiterzugeben. Das ist die Aufgabe unserer Generation. Besonders hier im Leuphana-Semester lerne ich kritisches Denken.“



Nathaniel Schade (21): „Kindern aus Familien, bei denen die Eltern es härter haben, habe ich freiwillig Nachhilfe gegeben.“



Mohamed Abd El Aal Ali (18): „Wenn ich mal ein, zwei Stunden Zeit habe, gebe ich Fußball-Individualtraining. Manchmal trainiere ich auch Mannschaften im Fußball.“



Michelle Gerdau (18): „Als Bäckereifachverkäuferin versorge ich die Leute jeden Tag mit Kaffee und Brötchen.“



Malaika Müller (29): „Ich bin Erzieherin. In meinem Beruf trage ich tagtäglich etwas zur Gesellschaft bei.“



Leonard Damhorst (20): „Ich bin bei einer politischen Partei und in der Kinder- und Jugendarbeit aktiv.“



Jannis Bette (26): „Musikalische Unterhaltung ist mein Beitrag. Ich lege als DJ auf, vor Corona in Clubs und momentan auch in Livestreams.“



Frido Ebeling (66): „Wir brauchen eine enkeltaugliche Gesellschaft. Früher war ich in der Ökobewegung aktiv. Heute lege ich auf meinem großen Grundstück Schmetterlingswiesen an und versuche, nicht so viel Müll zu produzieren.“



Chiara Mareike Rotermundt (23): „Seit 18 Jahren engagiere ich mich in der Freiwilligen Feuerwehr. Das mache ich schon seit ich fünf Jahre alt bin, erst in der Kinder-, dann in der Jugendfeuerwehr und jetzt richtig.“



Beate Schneiderbauer (55): „Ich begleite für die Kirche ehrenamtlich ältere Menschen und gestalte die Gottesdienste mit. Ansonsten nehme ich an den Wahlen teil, denn ich finde es wichtig, demokratisches Denken aufrecht zu erhalten. Diese Werte gebe ich auch an meine Kinder weiter.“



Lilly Maya (17): „Bei der ‚Stiftung Mensch‘ in Dithmarschen habe ich mal ein Praktikum gemacht. Dort arbeiten Menschen mit Behinderungen.“



Abdirazak Hossien Mohamed (51): „Ich wohne etwas außerhalb von Lüneburg. Dort treffe ich mich häufig mit meinen Nachbarn und wir essen und trinken gemeinsam. Das ist Gesellschaft für mich.“ Interview und Fotos von Luisa Gohlke und Hanno Hinrichs.

Wenn die Freizeit stressig wird

Nach anderthalb Pandemie Jahren kehrt die Normalität zurück – und mit ihr die Angst, etwas zu verpassen

VON GESA SPELLMEYER

Freitagabend. Ich sitze auf der Couch, in meiner ausgeleierte Jogginghose, und öffne Instagram. Fange an zu scrollen. Wie hypnotisiert schiebt mein Daumen sich immer wieder über das Display. Wischt vorbei an Urlaubsfotos, Partyfotos, überhaupt: Gruppenfotos. Seit die Corona-Inzidenzzahl sinkt und die Impfquote steigt, kehrt die Normalität zurück. Und damit auch ein alter Begleiter zurück in mein Leben: die Angst, etwas zu verpassen. Auch bekannt als Fear of Missing Out (kurz: FOMO). Diese innere Unzufriedenheit lässt mich unruhig werden. Ist das Leben der anderen besser? Verpasse ich etwas?

Während der Corona-Pandemie waren diese Gedanken weniger gewesen. Zuhause zu bleiben war plötzlich etwas Gutes, sogar Solidarisches geworden. Durch die viele freie Zeit spürte ich keinen Druck, meine Freizeit bestmöglich nutzen zu müssen. Hatte ich abends keine Lust auf Sport, wusste ich, dass ich auch am nächsten Abend Zeit haben würde und gönnte mir einen Abend Netflix. Nun, wo es zunehmend wieder möglich ist, auszugehen und seine Freizeit aktiver zu gestalten, fällt es mir schwer, Aktivitäten für einen Abend auf der Couch ausfallen zu lassen.

Im digitalen Zeitalter wird die Fear of Missing Out zunehmend ein größeres Problem für die psychische Gesundheit. Gerade jüngere Menschen, die aktiv in den sozialen Medien sind, vergleichen sich auf diesen Plattformen mit Gleichaltrigen und digitalen Vorbildern. Bilder werden zum Statussymbol für ein aufregendes Leben, ein erfülltes Sozialleben. Der heutige Abend könnte schließlich der beste meines Lebens werden. Oder wird der morgen vielleicht noch besser?

Der Autor James McGinnis benutzte den Begriff „Fear of Missing Out“ erstmals 2004 im Harvard Business Manager Magazin. Dass Menschen das Verlangen nach sozialer Interaktion genauso wie nach Essen und Sicherheit haben, weiß man heute.

Soziale Interaktionen sind wichtig für unser Selbstwertgefühl. Gerade junge Menschen verbringen viel Zeit in den sozialen Medien aus Angst, etwas zu verpassen oder ausgegrenzt zu werden. Kaum jemand teilt in

den sozialen Medien etwas, was nicht der positiven Selbstwahrnehmung dient. Durch die Bilder- und Informationsflut wachsen jedoch die Angst und Unsicherheit weiter an, darüber, wie gut das eigene Leben ist.

So klärt inzwischen eine große deutsche Krankenkasse auf ihrer Website auf, was FOMO ist und wie man diese mindern kann. Start-Ups für psychische Gesundheit wie HelloBetter bieten in Anti-Stress-Kursen Hilfe, um dem Druck der FOMO zu entkommen.

Gerade jetzt, wo sich die Corona-Maßnahmen wieder lockern, empfinde ich mehr Druck bei meiner Freizeitgestaltung. Eigentlich muss ich alles nachholen, was im letzten Jahr auf der Strecke blieb. Ich bin doch jetzt jung. Wie kann ich mit der Angst, etwas zu verpassen, umgehen? Ich sprach mit Freund:innen über das Gefühl und entdeckte in einem meiner Lieblingspodcasts eine Folge zur FOMO. Die wichtigsten Erkenntnisse habe ich in einem Selbsthilfe-Plan zusammengefasst:

- 1. Gib den negativen Gefühlen Raum, anstatt sie zu verdrängen. Es ist okay, dass du kein tolles Event verpassen möchtest. Das bedeutet, dass es dir wichtig ist, deine Lebenszeit gut zu nutzen.**
- 2. Hinterfrage dein Gefühl: Möchtest du wirklich gern auf dieses Konzert, weil du die Band toll findest, oder möchtest du einfach nicht, dass deine Freunde ohne dich hingehen?**
- 3. Setze dein Gefühl in Relation zur Situation. Überprüfe, ob ein auf dem Sofa verbrachter Abend die Menge an Sorge, eventuell etwas zu verpassen, gerecht wird.**
- 4. Sei weniger in den sozialen Medien unterwegs. Klingt wie der Tipp deiner Eltern – stimmt aber. Du kannst die gewonnene Zeit nutzen, selbst Dinge zu unternehmen – oder es eben mit gutem Gewissen nicht zu tun.**



DER WENDEPUNKT

Müll-Lüge

Von Jule Meinberg

Deutschland ist Recycling-Weltmeister – eine tröstliche Geschichte für die klimastrapazierte deutsche Seele: Etwas für die Umwelt tun und dabei auch noch am besten sein! Doch so wie der Weltmeistertitel aus Brasilien schon einige Jahre zurückliegt, ist auch vom einstigen Recycling-Weltmeister der 90er nicht viel übriggeblieben.

Laut BUND und Heinrich Böll Stiftung wurden im Jahr 2017 in Deutschland nur knapp 16 Prozent des angefallenen Plastikmülls recycelt. Der Großteil wird thermisch verwertet. Was effizient klingt, ist nur ein verharmlosender Begriff für die Verbrennung. Der Rest wird meist nach Südostasien exportiert. Dabei kommt Deutschland immerhin aufs Treppchen, denn hinter den USA und Japan waren wir 2018 der drittgrößte Exporteur von Kunststoffabfällen weltweit.

Dabei mag man denken, dass sich doch schon so viel getan hat. In einem Land, wo jeder Haushalt durchschnittlich mehr Mülltonnen hat als Autos, kann es doch gar nicht so schlecht laufen? Das Pfandsystem für Einweg-PET-Flaschen und festgelegte Einwurfzeiten an öffentlichen Altglascontainern zeigen die Tragweite des deutschen Pflichtbewusstseins.

Trotz aller Kritik gibt es tatsächlich Entwicklungen, die zu begrüßen sind: Plastikmüll-Exporte aus der EU werden seit Beginn des Jahres stärker eingeschränkt. Und auch, dass immer mehr Firmen auf Verpackungen aufdrucken, wie diese am besten zu recyceln sind. So sollte vom Joghurtbecher nicht nur der Papiermantel entfernt werden. Sowohl der Becher aus Plastik als auch der Deckel aus Aluminium gehören in den gelben Sack, allerdings getrennt voneinander.

Um eine echte Wende herbeizuführen, reicht es nicht, den Verbraucher:innen ein schlechtes Gewissen zu machen. Solange die internationalen Konzerne wie der Mineralöl-Gigant Esso mit intensiver Lobbyarbeit und geschickter Marketing-Strategie immer noch glaubhaft machen, dass das globale Müllproblem mit Recycling gelöst werden kann, wird ein Systemwandel schwer bleiben.

IMPRESSUM

Herausgeber
Medienhaus Lüneburg GmbH,
Am Sande 18-20, 21335 Lüneburg

Leitung Startwochenzeitung
Martin Jäschke, Christopher Piltz, Martin Schlack, Thore Rausch

Redaktion Print
Corinna Ballnat, Gaia Braßeler, Fynn Dresler, Stefan Eichholz, Stella Eick, Kaja Eilers, Luisa Gohlke, Hanno Hinrichs, Alex Krause, Jule Meinberg, Luise Pohlmann, Arne Scharf, Valerie Steinhausen, Lorena Zapke

Redaktion Social Media
Svenja Engelhardt, Helen Gremlitz, Rica Günther, Anna-Sophie Ohlwein, Anna Richter

Landeszeitung
Thorsten Lustmann,
Hans-Herbert Jenckel